

„Meine inneren Adressat/innen sitzen nicht auf Lehrstühlen“

Luise Schottroff im Gespräch mit Claudia Janssen

Wir haben uns bei Luise Schottroff zu Hause in Kassel verabredet. Vor fast genau zwanzig Jahren haben wir zum ersten Mal hier zusammen gesessen. Mit großer Aufregung und Herzklopfen habe ich damals bei Kaffee und Kuchen erste Gedanken zu meinem Promotionsprojekt vorgetragen. Seitdem arbeiten wir zusammen, aus dem Lehrer-Schülerin-Verhältnis ist eine Freundschaft erwachsen. So oft es geht, diskutieren wir unsere jeweiligen Projekte, sind uns gegenseitig kritisches Gegenüber und ermutigen uns, immer wieder Neues zu wagen. In den letzten drei Jahren hatte ich das große Privileg, das Entstehen des Kommentars zum ersten Brief an die Gemeinde in Korinth zu begleiten, der im Januar 2013 im Kohlhammer-Verlag erschienen ist.

Umkämpfte Wissenschaft

Claudia Janssen: Luise, mit deinem aktuellen Buch hast du eine neue Gattung, wenn nicht erfunden – so doch auf ganz neue Weise profiliert: einen sozialgeschichtlichen Kommentar. Du erarbeitest die alltäglichen, sozialen und politischen Hintergründe eines Textes und deutest sie dann theologisch aus. Ich wäre bei dieser Art exegetischer Literatur nie auf den Gedanken gekommen, sie von Anfang bis Ende zu lesen. Aber diese Auslegung zum ersten Brief an die Gemeinde in Korinth liest sich so spannend, dass ich es allen an paulinischer Theologie Interessierten nur empfehlen kann. Ich hätte nicht gedacht, dass sich so viel Neues entdecken lässt. Herzlichen Glückwunsch dazu! Wie bist du eigentlich zur Sozialgeschichte gekommen?

Luise Schottroff: In meinem Studium habe ich das nicht gelernt. Die Professoren in den Bibelwissenschaften redeten spöttisch über Archäologie und „Realitätenhuberei“. Sie waren fest der Überzeugung, dass so etwas mit ernsthafter Exegese nichts zu tun habe. Bei mir kam Verschiedenes zusammen: der befreiungstheologische Aufbruch in der Kirche – nicht in der wissenschaftlichen Theologie, der christlich-jüdische Dialog und die feministische Theologie.

In meiner Anfangszeit als Assistentin in Mainz habe ich die politisch engagierten Studierenden erlebt, die mich mit ihrer Begeisterung angesteckt haben. Doch in diesen Gruppen war es verpönt, die Bibel ernst zu nehmen. Sie galt als konservativ und überflüssig, allenfalls dafür geeignet, sich gegenüber Oberkirchenräten zu rechtfertigen, wenn man für politische Anliegen eintrat. Ich wollte meine Freude an der biblischen Tradition mit diesen politischen Aufbrüchen verbinden. Und so war es der erste konsequente Schritt, die Bibel sozialgeschichtlich auszulegen.

Wann war das?

Eine meiner ersten wichtigsten sozialgeschichtlichen Arbeiten war ein wissenschaftlicher Artikel zur Feindesliebe, der 1975 veröffentlicht wurde.¹ Große Unterstützung habe ich von meinem Mann Willy Schottroff bekommen. Er hatte von seinem alttestamentlichen Lehrer Friedrich Horst das sozialgeschichtliche Arbeiten gelernt und es konsequent weiterentwickelt. Willy Schottroff kam aus einer ganz anderen theologischen Tradition als ich, er war Barthianer und hat sich für Archäologie interessiert, was meine theologischen Lehrer abgelehnt haben.

Du hast oft berichtet, dass für dich Ernst Käsemann sehr prägend war.

Ja, in vieler Hinsicht – aber für Sozialgeschichte hatte er überhaupt keinen Sinn. Ich habe von meinem Mann eine regelrechte sozialgeschichtliche Ausbildung bekommen und zwar im Urlaub. Wir sind im gesamten Römischen Reich umhergereist, und er hat mir erklärt, wie Grabsteine zu lesen sind. Dabei habe ich verstanden, wie viel die Archäologie zur Sozialgeschichte beitragen kann. Ich habe dann damit begonnen, auch literarische Quellen heranzuziehen.

Und wie kam dann die feministische Theologie dazu?

Dafür kann ich keinen genauen Zeitpunkt benennen. Ein Anstoß war der Ärger in der Mainzer Fa-

In meiner Anfangszeit als Assistentin in Mainz habe ich die politisch engagierten Studierenden erlebt, die mich mit ihrer Begeisterung angesteckt haben. Doch in diesen Gruppen war es verpönt, die Bibel ernst zu nehmen.

Vor allem die Fakultäten, die immer von sich behaupteten, völlig a-politisch zu sein, intrigierten gegen die Studierenden, die versuchten, Solidaritätsbeschlüsse zu initiieren.

kultät. Hauptkonfliktpunkt war ein Lehrauftrag für Dorothee Sölle, den die Studierenden forderten.

Es war absurd: Ein einzelner schlecht bezahlter Lehrauftrag hat keine wirkliche Relevanz in der universitären Institution. Faktisch war es aber so, dass die Studierenden in die Veranstaltungen von ihr rannten und dort etwas lernten, was nicht zur herrschenden Lehre passte. So wurde mit allen Mitteln, auch sehr unfairen, versucht diesen Lehrauftrag zu verhindern. In diesem Zusammenhang habe ich politische Kämpfe kennen gelernt und wurde schnell zur persona non grata in der theologischen Fachkollegenschaft. Für sie war ich sozialistisch und rot – und dann habe ich noch Sozialgeschichte betrieben. Da hieß es: Jetzt haben wir den Beweis!

Wofür?

Für den Sozialismus, denn beides klang doch ähnlich ...

Aber die Studies hattest du auf deiner Seite?

Ja, meine Veranstaltungen waren immer gefüllt. Ich habe ihnen zwei Ansätze von Theologie beigebracht: Den herrschenden Ansatz, den sie für ihre Examina brauchten, und einen neuen sozialgeschichtlich-hermeneutischen. Sehr früh kam dann auch noch der christlich-jüdische Dialog dazu, vielleicht sogar früher als die feministische Theologie. Willy Schottroff und ich haben für eine gemeinsame Lehrveranstaltung ein Thesenblatt für die Auslegung biblischer Texte verfasst, in dem wir versuchten, die Testamente als Einheit zu verstehen. Dafür wurden wir zu dieser Zeit sehr angefeindet, ich galt damals in universitären und kirchlichen Kreisen als nicht berufungsfähig.

Du hast ja schon früh die engen Grenzen der theologischen Fakultäten verlassen und hast immer auch in anderen Zusammenhängen Menschen unterrichtet, hast Bibelarbeiten und Vorträge auf Kirchentagen gehalten. Wie hat das begonnen?

Ich habe sehr schnell begriffen, dass die Art der Bibelauslegung und veränderten Theologie, die ich mit anderen zusammen entwickelt habe, in der Wissenschaft keinen Raum hat. Meine Aufsätze wurden von den Herausgebern der Fachzeitschriften mit fadenscheinigen Begründungen abgelehnt. Aus heutiger Sicht waren sie völlig harmlos. Mir wurde klar: Meine inneren Adressat/innen sitzen nicht auf Lehrstühlen. Es sind diejenigen, die sich für Gerechtigkeit engagieren.

Gerechtigkeit als roter Faden

Das Thema Gerechtigkeit zieht sich wie ein roter Faden durch deine Arbeit. Gibt es dafür einen besonderen Anlass?

Als 1970 der Ökumenische Rat der Kirchen einen Anti-Rassismus-Beschluss verabschiedete, war ich begeistert davon, weil er für mich einen wichtigen Meilenstein markierte. Doch dann erlebte ich den Widerstand gegen diesen Beschluss in kirchlichen Synoden und theologischen Fakultäten, es gab nur wenige Ausnahmen. Vor allem die Fakultäten, die immer von sich behaupteten, völlig a-politisch zu sein und über den Tagesfragen zu stehen, intrigierten gegen die Studierenden, die versuchten, Solidaritätsbeschlüsse zu initiieren. Sie wurden massiv unter Druck gesetzt. Für mich kam in diesen Auseinandersetzungen ein ganzes Bündel von Fragestellungen zusammen. Gemeinsam mit Wolfgang Stegemann habe ich dann 1978 das Buch „Jesus von Nazareth – Hoffnung der Armen“ geschrieben. Das war wohl auch der Anlass für meine erste Einladung zum Kirchentag 1981.

Du bist 1986 als Professorin an die Gesamthochschule Universität Kassel berufen worden und hast dort den Forschungsschwerpunkt „Feministische Befreiungstheologie im Kontext Deutschlands“ begründet.

Ja, mir ging es darum, keine befreiungstheologische Folklore zu machen, wie es schnell geschieht, wenn man vor allem auf andere Länder schaut. Deshalb war es mir und den anderen Frauen, die diese Arbeit mitbegründet haben, wichtig, unseren deutschen Kontext zu analysieren und daraus die theologischen Konsequenzen zu ziehen. Der Kirchentag 1981 markierte den Beginn der kirchlichen Friedensbewegung – deren umfassender Perspektive fühlten wir uns in unserer Arbeit verpflichtet. Es ging uns nicht nur um Jesus und die Frauen, sondern um einen umfassend neuen hermeneutischen Ansatz in Theologie und Bibelwissenschaft.

Bei meinen Kollegen habe mich immer unbeliebt gemacht, wenn ich Elisabeth Schüssler Fiorenza zitiert habe, die schreibt, dass jeder wissenschaftliche Satz interessengeleitet ist – auch wenn er behauptet, nur die reinen Tatsachen zu dokumentieren.² Die Reaktion darauf war eine reflexartige Ablehnung, denn sie fühlten sich in ihrer Objektivität in Frage gestellt. Die theologische Wis-

senschaft hat natürlich nie von sich behauptet objektiv zu sein, verstand sich faktisch aber so.

Die Kraft der Christus-Gemeinschaft

In meinem Studium habe ich dich über das Buch „Schuld und Macht“ kennengelernt, das du 1988 zusammen mit Christine Schaumberger geschrieben hast. Dein Beitrag behandelt schwerpunktmäßig das Thema „Sünde“. Was hat dich daran so interessiert, dass du es immer wieder aufgegriffen hast?

Ausgangspunkt war meine Arbeit zur paulinischen Theologie: griechisch *hamartia* – Sünde ist ein zentraler Begriff in den Briefen des Paulus. Ich habe verstanden, dass dieser konkret mit dem Römischen Reich verbunden ist.³ In der Befreiungstheologie war „strukturelle Sünde“ eine wichtige Analysekategorie, diese konnte ich dann für meine Auslegung paulinischer Texte aufgreifen. Für mich war das Wort „Sünde“ ein wichtiger Schlüssel, weil ich begonnen habe, es kontextuell zu verstehen. Paulus war ein Arbeiter für Gerechtigkeit unter den Bedingungen seiner Zeit, der sich mit den ungerechten imperialen Herrschaftsstrukturen auseinandergesetzt hat. Seine Sprache bewegt sich dabei oft auf der mythologischen Ebene, beschreibt zugleich aber immer auch die politische Wirklichkeit: Der Kaiser in Rom ist für ihn ein Instrument der *hamartia* – wie alle Menschen, die unter ihrer Herrschaft leben. „Sünde“ beschreibt die Struktur einer Welt voller Gewalt, in der Menschen dazu funktionalisiert werden, an ihrem Bestehen mitzuarbeiten. Es gibt keinen Ort der Unschuld. Christina Thürmer-Rohr hat das für die Gegenwart und die Zeit des Nationalsozialismus sehr eindrücklich beschrieben und für die Sünde von Frauen, für ihr oft passives und die Täter unterstützendes Handeln, das Wort „Mittäterschaft“ geprägt.⁴

*Und was setzt Paulus der *hamartia* entgegen?*

Er hat nicht mit einer Analyse der ungerechten Strukturen begonnen und dann Handlungsmöglichkeiten für die Veränderung der Situation entworfen. Er hat die Erfahrung der Gemeinschaft im *soma Christou*, im Leib Christi, gemacht. Er hat mit Menschen zusammen gelebt und gearbeitet, die sich mit messianischer Kraft für Gerechtigkeit eingesetzt haben. Diese Erfahrung hat es ihm ermöglicht, die strukturellen Unrechts-Zusammenhänge zu erkennen und zu sehen, wie alle in dieses System verstrickt sind. Er hat die globale Macht des

Todes und der Sünde aus der Perspektive eines Menschen beschrieben, der unter ihr leidet.

Auch in deinem Kommentar zum ersten Brief an die Gemeinde in Korinth beschreibst du den Widerstand der Menschen gegen die Macht der Sünde und des Todes. Was hast du in diesen Jahren der intensiven Auseinandersetzung mit dieser Schrift für dich dazu gelernt?

Ich habe deutlich die Kraft der Christus-Gemeinschaft, des *soma Christou*, erkannt und sehe, wie zerstörend eine Christologie ist, die Jesus von an-



Luise Schottroff

deren Menschen isoliert. Dabei habe ich viel von Dorothee Sölle gelernt, die ausgehend von Römerbrief 8,29 eine Christologie entworfen hat, die die Gemeinschaft von Christus und seinen Geschwistern in den Mittelpunkt stellt.⁵

Ich möchte das Stichwort „Christologie“ aufgreifen. Was verstehst du konkret darunter?

In einem langen Prozess habe ich verstanden, was es bedeutet, dass Paulus und Jesus Juden waren, sie wurden als Juden geboren und blieben es zeitlebens. Die Jesus-Bewegung gehört in die Geschichte des Judentums im 1. Jahrhundert. Wir können nicht so tun, als sei sie eine vom Judentum abgetrennte separate christliche Größe. Daraus gilt es



Luise Schottroff und Claudia Janssen

Die Evangelien und auch Paulus verkünden den einen Gott Israels, nicht die Vorstellung eines Messias, der ein Gott ähnliches Wesen oder der einzigartige Gottessohn ist. Er war ein Gotteskind wie alle anderen Gotteskinder auch.

die Konsequenzen zu ziehen: Die Evangelien und auch Paulus verkünden den einen Gott Israels, nicht die Vorstellung eines Messias, der ein Gott ähnliches Wesen oder der einzigartige Gottessohn ist. Er war ein Gotteskind wie alle anderen Gotteskinder auch.

Warum ist es den Verfasser/innen der neutestamentlichen Schriften so wichtig, dass Jesus der jüdische Messias ist? Was bedeutet er für sie?

Der Messias ist zunächst nichts anderes als ein Mensch, der im Auftrag Gottes handelt. Der entscheidende Punkt ist, dass Menschen in ihrer Le-

bensituation erkennen, wo die befreienden Taten Gottes geschehen. Für Paulus waren diese verbunden mit der Auferweckung des gekreuzigten Messias.

Die Auferweckung des Messias von den Toten – das ist ein mythisches Bild. Welche Wahrheit oder vielleicht besser: welche Realität verbindet Paulus damit?

Die Realität hinter diesem Bekenntnis ist die Verzweiflung über die allgegenwärtige Gewalt des Römischen Reiches und die Frage, was Menschen befähigt, dieser etwas entgegenzusetzen, miteinander ein Leben in Würde zu führen.

Wie würdest du das Wort „Christologie“ – „Lehre von Christus“ – dann definieren? Willst du es eigentlich noch für diesen Zusammenhang verwenden?

„Lehre“ ist wirklich problematisch. Ich habe mir noch nie Gedanken darüber gemacht und das Wort „Christologie“ verwendet. Aber ich sehe das Problem, dass die altkirchliche Christologie die Vorstellungen von Christus nahezu vollständig im Griff hat.

Wenn eine Definition problematisch ist, könntest du aber doch die Kriterien benennen. Wenn es nicht die Göttlichkeit Jesu ist, die Einzigartigkeit des Messias, die die neutestamentliche Botschaft prägt – was bewegte Paulus zu verkünden, dass Gott den gekreuzigten Messias auferweckt hat?

Es ist die Kraft, die Menschen verwandelt, sie aus ohnmächtigen angepassten Einzelnen zu einer handelnden lebendigen Gemeinschaft macht, die Paulus fasziniert hat und die auch heute noch wirkt. Um es deutlich zu sagen: Es ist nicht die Christologie, die ein späteres Christentum vom Judentum trennt, jedenfalls nicht die neutestamentliche. Das bewirkte in späteren Jahrhunderten die altchristliche Christologie. Trennend war auch nicht, dass jüdische Menschen sich in dieser Frage anders entschieden haben, Paulus hat in seinen Briefen beharrlich um sie geworben und das Gemeinsame betont: die Arbeit für das Leben. Es ist geradezu absurd, in seiner Theologie eine Trennung von Judentum und Christentum festzumachen. Wissenschaftlich wird ja oft versucht, diese schon möglichst früh zu datieren. Am liebsten hätte man es, wenn Jesus schon aus dem Judentum ausgetreten und in die Kirche eingetreten wäre – aber so weit will man dann doch nicht gehen. So wird Paulus zum großen Kirchengründer gemacht. Daran ist kein Wort wahr!

Paulus neu lesen

Hast du während der Arbeit in den letzten Jahren auch den Menschen Paulus neu kennen gelernt?

Ich habe Paulus als Teil dieser Gemeinschaft kennen gelernt, dem großes Unrecht angetan wird, wenn er als autoritäre Gestalt beschrieben wird, der den Leuten sagt, wo es langgeht. Ihm ging es immer darum, dass alle genauso gut die Tora auslegen können wie er selbst. Das hieß: Tora für die Gegenwart auszulegen mit allen Konsequenzen für das Leben im Alltag. Das hat mich sehr fasziniert, vor allem, als ich mir klargemacht habe, dass von

denen kaum jemand lesen oder schreiben konnte. Aber Paulus geht ganz klar davon aus, dass alle verstehen, was er meint, wenn er biblische Geschichten wie z. B. den Exodus nur kurz erwähnt.

Welche Gotteserfahrungen hat Paulus gemacht?

Erfahrungen, die sich nicht in Wesenssätzen über Gott, sondern konkret im Leben ausdrücken. Paulus versteht sich als jemand, der von Gott zu einer Aufgabe berufen wurde: das Evangelium zu den unterdrückten Völkern Roms zu bringen. Dafür hat er meist zu Fuß unendliche Strecken zurückgelegt. Er hatte einen sehr intensiven Blick für die Schöpfung Gottes, aus der er sein Zutrauen zum Leben schöpfte, dies war für ihn die Erfahrung von Auferstehung. Es ist immer noch nicht bekannt genug, wie viel ihm das bedeutete und wie zentral diese Beziehung zur Lebensmacht Gottes für seine Theologie ist. Diese Macht, die Leben und Gerechtigkeit will, hat er als größer und mächtiger erfahren als die des Kaisers in Rom und aller seiner Instrumente.

Gott ist anders

Gott ist anders – das ist ein weiteres Stichwort, das einen neuen Blick auf eine zentrale theologische Tradition beschreibt, den du entwickelt hast, nämlich den auf die Auslegung von Gleichnissen.

Gleichnisse haben mich mein ganzes exegetisches Leben begleitet. Ich habe immer wieder an ihnen gearbeitet und mich an ihnen gerieben. In der befreiungstheologischen und feministischen Literatur habe ich dabei kaum Unterstützung gefunden. Die meisten Gleichnisse galten in diesen Zusammenhängen immer als so furchtbar, dass alle ihre Finger davon gelassen haben: Ein autoritärer Gott – Großgrundbesitzer, Sklavenherr, Arbeitgeber, der Leuten ihren Lohn gibt oder nimmt wie er es will, mit dem wollte kaum jemand etwas zu tun haben. So sind Gleichnisse oft ausgeklammert worden. Das Gleichnis, an dem ich am meisten gearbeitet habe, ist das von den anvertrauten Talenten. Der dritte Sklave war für mich immer der Held der Geschichte, weil er sich der grausamen ökonomischen Geldvermehrungslogik auf Kosten anderer verweigert. In der Exegese habe ich aber immer genau das Gegenteil gefunden: Der dritte Sklave, der das Geld vergräbt, das er vermehren soll, wird als untreuer Glaubender dargestellt, als Negativ-Gestalt, der seine gottgegebenen Talente vergeudet. Ich bin allmählich darauf gekommen, dass ich diese

Paulus wird großes Unrecht angetan, wenn er als autoritäre Gestalt beschrieben wird, der den Leuten sagt, wo es langgeht.

Ich bin ganz glücklich bei der Vorstellung, dass es, wenn ich sterbe, so viele jüngere Frauen und Männer gibt, die mit unserem Projekt weitermachen.

Gleichnis-Herren nicht mehr mit Gott identifizieren konnte. Das war ein langer Weg. Ich habe dann gezielt nach Auslegungen gesucht, die das auch so sehen, und habe einige wenige gefunden. Dass ich das Gleichnisbuch geschrieben habe, verdanke ich den Studierenden in Berkeley, wo ich nach meiner Emeritierung in Kassel unterrichtet habe. Die Studierenden in den USA müssen sehr viel häufiger während ihres Studiums in Gemeinden arbeiten und auch predigen. Sie haben mich gefragt, was sie tun können, wenn sie Gleichnisse predigen: Gott ist anders! – wie sollen sie das ihren Gemeinden erklären?

Weiterdenken

Du bist seit einigen Jahren nicht mehr in der universitären Lehre tätig. Wo ist jetzt dein theologischer Ort?

Am Schreibtisch! *Sie lacht.* Mein Schreibtisch, meine Vernetzungen mit vielen Frauen, die in eine ähnliche Richtung arbeiten, und mit einigen Männern, die auch mit auf dem Weg sind. Zuhause fühle ich mich im Heidelberger Arbeitskreis für Sozialgeschichtliche Bibelauslegung, den es schon seit den 1970er Jahren gibt. Der kommt nun auch schon in die Jahre ... und blüht, wächst und gedeiht. Er ist den Fragestellungen treu geblieben, die wir zusammen entwickelt haben: Eine Bibelauslegung im Auftrag von Menschen, die für Gerechtigkeit arbeiten, nicht abgehoben und isoliert, sondern im Miteinander verschiedener Disziplinen, Lebens- und Arbeitszusammenhänge.

Und dann sind da ja noch immer Fortbildungen, bei denen du aktiv bist, wie zum Beispiel die Feministisch-theologische Sommerakademie, die in diesem Sommer schon zum sechsten Mal in Berlin auf Schwanenwerder stattfinden wird.

Ja, gerade diese Sommerakademie macht mir zunehmend viel Spaß, trotz meines fortgeschrittenen Alters fällt mir die Arbeit dort immer leichter.

Was spricht dich dabei besonders an?

Das fachkundige Publikum. Sozialgeschichtliche Bibelauslegung wird dort nicht nur intellektuell verstanden, sondern in Handlungszusammenhänge übersetzt. In diesem Miteinander eine neue Bibelhermeneutik zu entwickeln, ist etwas ganz Besonderes für mich. Die Bibel auszulegen, Gemeinschaft und Spiritualität zu erleben und das in einer so heiteren Gesellschaft, das erfreut mich jedes Jahr wieder neu. Ich bin ganz glücklich bei der Vor-

stellung, dass, wenn ich sterbe – was mir nicht fern ist – es so viele jüngere Frauen und Männer gibt, die mit unserem Projekt weitermachen.

Du sprichst vom Sterben und deinem Erbe. Was möchtest du weitergeben?

Ich freue mich, dass mein Erbe schon so bestens verteilt ist. Ich muss gar nichts mehr aus den Kisten herausholen. Es gibt so viele Menschen, die verstanden haben, dass die Bibel eine Schule der Gerechtigkeit ist und die biblisch-messianische Tradition Stärkung auf dem Weg in einer Welt voller Grauen bedeutet. Stärkung auf dem Weg mit der Geduld der vielen kleinen Schritte.

Wenn du dir also um dein Erbe keine Gedanken mehr machst, was planst du denn für die Zukunft?

Ich mache gerade etwas ganz Verrücktes. Ich habe angefangen, mich im Stil eines theologischen Kommentars mit dem Matthäus-Evangelium auseinanderzusetzen. Ein Grund dafür ist, dass ich schon so viel dazu gearbeitet habe und es auch für die Bibel in gerechter Sprache übersetzt habe. Aber es ist vor allem eine klare Faszination, die von diesem Evangelium ausgeht. Ich weiß natürlich, dass das Matthäus-Evangelium doppelt so lang ist wie der erste Brief an die Gemeinde in Korinth – und ich weiß, wie alt ich bin, und weiß auch, dass ich dieses Projekt nie zu Ende führen werde ... Egal, was draus wird, ich fange einfach an.

Claudia Janssen

Studienleiterin am Frauenstudien- und -bildungszentrum in der EKD (Hofgeismar) und außerplanmäßige Professorin für Neues Testament an der Universität Marburg

- 1 Gewaltverzicht und Feindesliebe in der urchristlichen Jesus-tradition. Matthäus 5,38–48; Lukas 6,27–36 (1975), in: Luise Schottroff, *Befreiungserfahrungen. Studien zur Sozialgeschichte des Neuen Testaments*, München 1990, 12–35.
- 2 Vgl. Schüssler Fiorenza, Elisabeth, *Zu ihrem Gedächtnis ... Eine feministisch-theologische Rekonstruktion der urchristlichen Ursprünge*, übersetzt von Christine Schaumberger, München, Mainz 1988, 16.
- 3 Vgl. Schottroff, Luise, *Die Schreckensherrschaft der Sünde und die Befreiung durch Christus nach dem Römerbrief des Paulus* (1979), in: dies., *Befreiungserfahrungen. Studien zur Sozialgeschichte des Neuen Testaments*, München 1990, 57–72.
- 4 Thürmer-Rohr, Christina, *Vagabundinnen. Feministische Essays*, Berlin, 4. Aufl., 1988.
- 5 Sölle, Dorothee, *Der Erstgeborene aus dem Tod. Dekonstruktion und Rekonstruktion von Christologie*, in: *Ihr aber, für wen haltet ihr mich? Auf dem Weg zu einer feministisch-befreiungstheologischen Revision von Christologie*, Renate Jost/Eveline Valtink (Hg.), Gütersloh 1996, 64–77.